

Zeitschrift:	Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber:	Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band:	44 (1988)
Heft:	2
Artikel:	"Ehrlich währt im Sprichwort am längsten" : Zu Felix Renners sprichwörtlichen Aphorismen
Autor:	Mieder, Wolfgang
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-421509

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ehrlich währt im Sprichwort am längsten“

Zu Felix Renners sprichwörtlichen Aphorismen

Von Prof. Dr. Wolfgang Mieder

Nachdem der Zuger Jurist Felix Renner (* 1935) vor einigen Jahren seine *Aphoristische[n] Schwalben* (Rolf Kugler, Oberwil bei Zug 1980) vorgelegt hatte¹, ist nun eine zweite Aphorismensammlung *Vorwiegend Unversöhnliches an kurzer Leine* (Cornfeld, Basel 1987) erschienen. Hatte sich Renner bereits in seinen früheren Aphorismen als denkanstoßender Moralist mit scharfer Zunge gezeigt, so ist nun festzustellen, daß seine satirischen Kurztexte gegen menschliche und gesellschaftliche Mißstände noch schärfer geworden sind. Hier wird nicht einfach witzig mit der Sprache gespielt; denn fast jeder Text verbirgt ein persönliches Engagement Renners, seine Mitmenschen zum *Mitdenken* aufzurütteln. Als Leitmotiv könnte daher der subjektive Aphorismus „Mein hoffnungsfroher Angsttrieb: das Denken“ (S. 13) gelten, worin sich die beiden Lebenskomponenten der Hoffnung und der Angst zu neuem Denken (sprich: neuen Erkenntnissen) vereinen.² Wie sehr diese Bewußtseinserweiterung vonnöten ist, zeigen die beiden folgenden Aphorismen, die von phrasenhaften „Kopf“-(= Gehirn-)Redensarten ausgehen:

„Die Kinder und die Probleme wachsen uns über den Kopf“. Das kommt davon, daß die Köpfe Verhütungsmittel schlucken. (S. 33)

Nachts schlagen sie sich die Bäuche voll Freiheitsüberdruß, tagsüber rennen sie mit ihren autoritätsgeilen Köpfen gegen imaginäre eiserne Vorhänge. (S. 68)

Konfrontiert mit scheinbar unlösbarer und nicht zu bewältigenden Problemen, schlucken die Leute „Verhütungsmittel“, d. h., sie flüchten in die Drogen- bzw. Alkoholwelt, statt durch Denken und Taten in die moderne Weltmisere einzugreifen. Bedeutend ist auch, daß Renner hier von „imaginären“ Vorhängen spricht, wogegen bornierte und autoritätsbesessene Menschen rennen. Auch das heißt doch gewiß so viel, daß die Schuld an vielen Mißständen auf falsche Denkmuster zurückzuführen ist. Sprichwörtlich ausgedrückt, lautet diese Erkenntnis bei Renner folgendermaßen: „Das Eigentliche ist das Unscheinbare — und fast immer trügt der Schein“. (S. 11)

Diese Scheinwelt will Felix Renner mit seinen aufrüttelnden Aphorismen demaskieren. Viele seiner Texte erinnern an Heinrich von Kleists (1777—1811) Kampf gegen die gebrechliche Einrichtung der Welt. In seinem kurzen „Gebet des Zoroaster“

(1810) urteilte Kleist über den Menschen seiner Zeit wie folgt:
„Von unsichtbaren Geistern überwältigt, liegt er, auf verwundernswürdige und unbegreifliche Weise, in Ketten und Banden; das Höchste, von Irrtum geblendet, läßt er zur Seite liegen und wandelt, wie mit Blindheit geschlagen, unter Jämmerlichkeiten und Nichtigkeiten umher.“³ Ganz ähnlich urteilt auch Renner, der sich als Moralist wie Kleists Zoroaster dazu berufen fühlt, mitten unter die Menschen zu treten „und sie mit Pfeilen [Wortpfeilen] bald schärfer, bald leiser aus der wunderlichen Schlafsucht, in welcher sie befangen liegen, [zu] wecke[n]“.⁴ Wie Kleist ist auch Felix Renner ganz durchdrungen von „dem Gefühl des Elends, in welchem das Zeitalter darniederliegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien, von denen es die Folge ist“.⁵ Hier sollen herkömmliche Ordnungen (besser wohl *Unordnungen*) abgebaut werden, damit die Wahrheit des Menschlichen zum Vorschein kommen kann, die sich durch ein erweitertes Selbstbewußtsein und eine größere Verantwortlichkeit manifestiert. Während es nun Kleist allerdings in seinen Werken gelingt, den Schritt zum besseren und verantwortungsvoller Menschen am Ende zu zeigen⁶, enthalten Renners satirische Aphorismen nur die ersten beiden Elemente dieser triadischen Struktur. Er zeigt die Welt, wie sie ist, und die unerfreuliche „Wahrheit“ des Menschen — immer natürlich in der Hoffnung wenigstens, daß eine höhere Stufe des menschlichen Daseins zu erreichen wäre. Wie es um die Erkenntnislage der Menschen steht, zeigen die deprimierenden Redensartenaphorismen, worin Renner ihre „Dummheit“ bloßstellt:

Einfach fatal, daß die Intelligenz immer so schwerfällig und die Dummheit immer auf dem Sprung ist! (S. 18)

Er verstand alles „cum grano salis“ — das heißt mit versalzenem Grips. (S. 8)

Auf beiden Beinen steht zumeist, wer guten Grund hätte zu bedauern, daß er nur einen Kopf hat. (S. 10)

Wie viele halten sich für geistvoll und haben bloß die Nase voll! (S. 16)

Je lieber einer mit Pulver hantiert, desto kleiner muß sein Schmerz darüber sein, daß er es nicht erfunden hat. (S. 66)

Den Sonnenaufgang verschlafen wir, den Sonnenuntergang bewundern wir —, wie soll uns da jemals ein Licht aufgehen? (S. 9)

Die eingefügten Redensarten, die so bekannt sind, daß sie oft nur noch Klischees sind, übernehmen in der Konfrontation mit einer entgegengesetzten Aussage eine „aufklärerische“ Funktion. Gewiß, Renner ist sich wohl bewußt, daß es in unserem Sprachgebrauch immer mehr „zur Breitenwirkung der Phrase“ (S. 60) kommt. Es heißt bei ihm diesbezüglich „Worte sind Ta-

ten‘ (Ludwig Wittgenstein). Und was sind Phrasen? Untaten natürlich, Untaten!“ (S. 45). Doch indem er viele seiner Aphorismen auf der Struktur „Aussage = Redensart“ (oder umgekehrt) aufbaut, führt der Konflikt zwischen intellektueller Ansicht und bildhafter Redensart zu einem Denkanstoß oder gar zu einer neuen Erkenntnis.

Vorerst zeigt sich allerdings neben der „Dummheit“ auch noch die weite Verbreitung von „Vorurteilen“, die ja bekanntlich vor allem aus Unwissenheit und Borniertheit entstehen:

Sein Glaube war so stark, daß es ihm gelang, Bergen von Vorurteilen das Bleiben beizubringen. (S. 22)

Wenn der Papst eine Reise tut, so kann er sie im voraus erzählen.
(S. 21)

Der Satz: „Recht muß doch Recht bleiben“, wird verständlicher, wenn man ihn in die zeitgemäßere Form kleidet: „Experten müssen doch Experten bleiben!“ (S. 53)

Je größer die Scheuklappen vor den Augen, desto kleiner das Blatt vor dem Mund. (S. 46)

Im letzten Textbeispiel stellt Felix Renner gleich zwei Redensarten gegenüber⁷, um zu zeigen, wie gerade Leute mit Vorurteilen diese Unwahrheiten lautstark von sich geben. Auf diesen Umstand bezieht sich wohl auch folgender Aphorismus, wo die Redensart „das große Wort führen“ an erster Stelle steht: „Er führt ausschließlich das große Wort. Mit der Sprache und ihren unzähligen kleinen Wörtern ist er nie zurechtgekommen“ (S. 44). Stereotypische Phrasen und Sprüche lassen die Gefahr denkersparender Sprachformeln erkennen: „Es wächst jene Sprachlosigkeit, die sich hinter ätzenden Sprüchen verschanzt“. (S. 7) Interessant ist auch, wie Renner in dem obengenannten Text „Sein Glaube war so stark, daß es ihm gelang, Bergen von Vorurteilen das Bleiben beizubringen“ (S. 22) die Sprichwortstruktur von „Der Glaube kann Berge versetzen“ völlig auflöst. Trotzdem erwartet er zweifelsohne, daß der Leser das Sprichwort mit diesem Text in Verbindung bringt, denn erst in der Gegenüberstellung der Verben „bleiben“ und „versetzen“ wird die Aussagekraft dieses Aphorismus realisiert. Ähnlich verfährt Renner auch mit dem wahrhaft aufschlußreichen Text „Der Mensch, die Maßlosigkeit auf Kosten aller Dinge“ (S. 23), dem der Leser assoziativ das Sprichwort „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“ entgegenhält.

Das bedeutet allerdings nicht, daß Felix Renner nicht zuweilen auch Sprichwörter unverändert zitiert. Doch dann werden sie fast immer als angebliche Wahrheit zitiert, der sofort in einer erläuternden Aussage widersprochen wird. Als deutliche Strukturformel tritt „Sprichwort = Aussage“ hervor:

„Der Jugend gehört die Zukunft“ — proklamieren vornehmlich Leute, die zur Gegenwart ein ungehöriges Verhältnis haben. (S. 33)

Not lehrt beten, und Überfluß lehrt geifern gegen anderer Leute Not. (S. 76)

Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf des Gerechten — meinte ein Gerechter. (S. 53)

Ein anderes beliebtes Stilmittel von Renner und anderen Aphoristikern ist das „kleine“ Sprachspiel mit Sprichwörtern, wobei der ursprüngliche Wortlaut sofort zu erkennen ist:

Stetige Tröpfe höhlen den Stein. (S. 36)

Graffiti sind Silber, Beton ist Gold. (S. 7)

Wer die Wahl hat, hat die Lebensqualität. (S. 71)

Neue Besen werden manchmal alt und gut. (S. 36)

Gut Ding will Keile haben. (S. 26)

Die letzte Parodie des Sprichwortes „Gut Ding will Weile haben“ verdeutlicht, was der Austausch auch nur eines Buchstabens betreffs der herkömmlichen Bedeutung anzurichten vermag. Gerade dieses Sprichwort ist wiederholt von Aphoristikern, Sprücheklopfern, Karikaturisten und Werbetextern durch raffinierte Wortspielerei sinnverdreht worden. Zum Vergleich seien hier folgende „Mutationen“ aufgezählt⁸, die nicht alle zur Nonsense-Dichtung gehören müssen:

Gut Buch will Weile haben. (Friedrich Nietzsche, 1878)

Pudding will Weile haben. (*Welt im Spiegel*, 1971)

Imkerei: Gut Ding will heile Waben. (Ron Kitzfeld, 1973)

Gut Kind will Keile haben. (*Hör zu*, 1974)

Gut Pflaster will Weile haben. (*Lübecker Nachrichten*, 1974)

Gut Ding will Eile haben. (*Wandsprüch'-Kalender*, 1975)

Gut Ding will die Feile haben. (Heinrich Schröter, 1977)

Kreativität: Gut Ding will Langeweile haben. (Gerhard Uhlenbrück, 1981)

Gut Ding braucht lange Weile. (Schüler-Spruch, 1984)

Gut Buch muß Feile haben. (Werner Ehrenforth, 1984)

Gut Schiß will Weile haben. (Klo-Spruch, 1986)

Solche „Spielereien“ finden sich jedoch unter Felix Renners Aphorismen seltener. Dafür ist sein satirisches Engagement zu ernst. Er will ja gerade nicht zum biedermeierlichen Schmunzeln verleiten, sondern er besteht darauf, den Leuten ins Gewissen zu reden und sie dadurch zu aktivieren: „Waren das Zeiten, da Hagel, Blitz und Donner noch genügten, um der erschöpften Aufmerksamkeit der Leute kurzfristig auf die Beine zu helfen!“ (S. 12)

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Renner der gefährdeten Umwelt, und in diesen Texten zeigt er deutlich, daß er einen verantwortlichen Wertewandel herbeiführen will:

Für Ausgleich ist gesorgt: dieweil die Bäume sterben, wachsen uns die Probleme über den Kopf. (S. 73)

Viel zu viele Hauptstrassen und bald keine Holzwege mehr. Die Hauptstrasse ist jetzt der Holzweg. (S. 75)

Im ersten Beispiel wird das nur teilweise zitierte und darüber hinaus noch entstellte Sprichwort „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“ mit der bekannten Redensart „jdm. über den Kopf wachsen“ verbunden, um auf das schlimme Waldsterben aufmerksam zu machen, das nur schwer, wenn überhaupt, zu bremsen ist. Der zweite Text erhält seine Prägnanz wenigstens zum Teil durch die wörtliche und anschließend die metaphorische Verwendung des Wortes „Holzweg“. Es gibt in der Tat bald nicht mehr genug Wanderwege, und wir befinden uns bei der ständigen Erweiterung des Straßennetzes wirklich zunehmend auf dem falschen Weg.

Apokalyptisch deuten die beiden folgenden Aphorismen darauf hin, wie sehr wir uns einer Weltkatastrophe von unermeßlichem Ausmaß bereits genähert haben. Der menschlichen Existenz liegt eine immer enger werdende Schlinge um den Hals, und das beliebte Sprichwort „Es ist noch nicht aller Tage Abend“ drückt eine gefährliche, falsche Sicherheit aus:

Weltoffenheit heute: In letzter Minute innewerden, wie wir unserer Welt und damit uns selber die Schlinge um den Hals legen. (S. 9)

„Sicher ist noch lange nicht aller Tage Abend“, ermuntert sich nach der Nacht der Katastrophe in aufgeräumter Stimmung der neue Morgen. (S. 79)

Und so „wursteln“ die Menschen so vor sich hin von einer Katastrophe zur anderen. Die Wahrheit hat kaum eine Chance, ans Licht zu kommen, und die Lüge über die Weltsicherheit setzt ihren Dauerlauf fort. Voll bitterer Ironie drückt Renner dies in folgendem Zweizeiler aus:

Die Wahrheit ist eine Dame ohne Unterleib.

Die Lüge hat wenigstens kurze Beine. (S. 14)

Wie die Wahrheit im Wettstreit gegen die Lüge als Siegerin hervortreten könnte, zeigt uns Felix Renner in einer utopischen Umkehrung des international verbreiteten Sprichwortes der drei heiligen Affen „Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen“.⁹ Bei ihm handelt es sich um *unheilige* Affen, d. h., es sind sich „gegen die dogmatische Gedankengrippe“ (S. 7) auflehnende Menschen, die nun endlich die Weisheit der Passivität, der Sorglosigkeit und der Gleichgültigkeit des Affensprichwortes Lügen strafen:

Die Weisheit der drei unheiligen Affen: sehen, was alle sehen — hören, was alle hören — sagen, was alle sagen. (S. 12)

Es wird noch ein langer Weg sein, bis diese aphoristische Sprichwortvariation zu einem neuen gängigen Sprichwort werden kann. Um dies überhaupt zu ermöglichen, müßte sich auch das Sprichwort „Ehrlich währt am längsten“ bewahrheiten. Doch auch davon verspürt man momentan keine Spur, wie es Renner treffend mit dem Aphorismus „Ehrlich währt im Sprichwort am längsten“ (S. 27) ausdrückt — eben *nur* im Sprichwort und nicht im alltäglichen Leben.

An diesen Beispielen hat sich gezeigt, daß Felix Renner die Metaphorik sprichwörtlicher Redensarten sowie die Infragestellung altüberliefelter Sprichwörter auch in diesem zweiten Aphorismenband als Ausgangspunkt für einige seiner gesellschaftskritischen Texte verwendet. Die Frequenz solcher sprichwörtlichen Aphorismen liegt um etwa 8 Prozent, die bei den Aphoristikern Werner Mitsch (* 1936) und Gerhard Uhlenbruck (* 1929) zum Beispiel erheblich höher liegt. Dafür sind viele von Renners Texten drei bis vier Zeilen lang, da er tiefere Denkprozesse ausdrücken will, als dies in einzeiligen Sprichwort- oder Redensartenvariationen möglich wäre. Trotzdem sind seine auf sprichwörtlichem Sprachgut aufgebauten Aphorismen von einer erheblichen Ausdrucks Kraft, die zum *Mit-* und *Weiterdenken* auffordert. Daß es höchste Zeit ist, auf die vorherrschenden Widersprüche und Probleme der Zeit zu reagieren, das drückt Felix Renner leitmotivisch bereits in dem redensartlichen Titel seiner zeitkritischen Aphorismensammlung aus: „Vorwiegend Unversöhnliches an kurzer Leine“. Schon am Titel also wird spürbar, daß hier ein kurz angebundener Zeitgenosse am Werke ist, der seiner Frustration durch Schreiben Luft macht. Hoffentlich stimmt wenigstens das Sprichwort „Worte sind gut, wenn Werke folgen“ noch. Dieser Erfolg, seine Mitmenschen zum erweiterten Denken und tatkräftigen Handeln durch seine Aphorismen angeregt zu haben, sei Felix Renner von ganzem Herzen gegönnt.

Anmerkungen

¹ Vgl. Wolfgang Mieder, „Eine aphoristische Schwalbe macht schon einen halben Gedankensommer“. Zu den Aphorismen von Felix Renner“, *Sprachspiegel*, 38 (1982), 162—167. Jetzt auch abgedruckt in W. Mieder, *Sprichwort, Redensart, Zitat. Tradierte Formelsprache in der Moderne* (Bern: Peter Lang, 1985), S. 65—71.

² Vgl. auch Renners persönliche Aussage „Seit ich ahne, daß ich bin, hab' ich mir ein Herz gefaßt, hie und da zu denken“ (S. 13).

³ Vgl. Heinrich von Kleist, *Sämtliche Werke und Briefe*, hrsg. von Helmut Sembdner (München: Carl Hanser, 1961, ³1964), Bd. 2, S. 325.

⁴ Ebenda, S. 326.

⁵ Ebenda.

⁶ Vgl. zu diesen Gedanken Wolfgang Mieder, „Triadische Grundstruktur in Heinrich von Kleists ‚Verlobung in St. Domingo‘“, *Neophilologus*, 58 (1974), 395—405.

⁷ Die Gegenüberstellung von Redensarten oder Sprichwörtern ist bei modernen Aphoristikern wie Helmut Arntzen, Elias Canetti, Karl Kraus, Gabriel Laub, Stanislaw Jerzy Lec, Werner Mitsch, Hans-Horst Skupy, Gerhard Uhlenbrück usw. sehr beliebt. Vgl. die vielen Beispiele in Wolfgang Mieder, *Antisprichwörter*, 2 Bde. (Wiesbaden: Gesellschaft für deutsche Sprache, 1982 und 1985). Dort auch bibliografische Angaben zu Dutzenden von Aphorismensammlungen.

⁸ Für genaue bibliografische Angaben vgl. W. Mieder (wie Anm. 7), Bd. 1 (Nr. 167—170), Bd. 2 (Nr. 1719—1721) und Bd. 3 (Nr. 3175—3179). Der dritte Band meiner *Antisprichwörter* ist im Druck bei Quelle & Meyer in Wiesbaden (erscheint Sommer 1988).

⁹ Vgl. dazu „Die drei weisen Affen und das Sprichwort ‚Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen‘“, in Wolfgang Mieder, *Deutsche Sprichwörter in Literatur, Politik, Presse und Werbung* (Hamburg: Helmut Buske, 1983), S. 132—143.

¹⁰ Vgl. Wolfgang Mieder, „Wahrheiten: Phantasmen aus Logik und Alltag“. Zu den sprichwörtlichen Aphorismen von Werner Mitsch“, *Muttersprache*, 98 (1988) im Druck; und ders., „Ein Aphoristiker dreht oft das Sprichwort im Munde herum“. Zu den Aphorismen von Gerhard Uhlenbrück“ (wie Anm. 1), S. 53—63.

Redensarten aus der Ritterzeit

Wer seine Überlegenheit ausdrücken will, sagt es mit folgendem Satz aus: „*Den kann ich jederzeit in den Sack stecken.*“

Diese Redensart geht auf die Ritterzeit zurück, denn seinerzeit war es Brauch, den Besiegten in einen Sack zu stecken und ihn so dem Gespött der Menge preiszugeben. — Bei den Schützen-gilden war es einst das Ziel, „*den Nagel auf den Kopf zu treffen*“. Denn mit einem Nagel war die Zielscheibe genau in ihrem Mittelpunkt an der Wand befestigt. Der beste Schütze war durchaus imstande, genau auf diesen Nagelkopf zu zielen. Im übertragenen Sinn meint diese Redensart heute, daß jemand genau das erreicht oder anspricht, was gefordert wird. — Ähnlich verhält es sich mit der Redensart „*wie aus der Pistole geschossen*“. Ge-meint ist damit, daß uns etwa jemand rasch und treffend, schnell und geistesgegenwärtig antwortet. Im weiteren Sinn kann der Ausdruck aber auch für jede Leistung schlechthin stehen. — Aus der Zeit der Ritter, dem Mittelalter, stammt die Angewohnheit, „*Brandbriefe*“ auszustellen. Wer heute etwas Eiliges, Wich-tiges einem anderen mitzuteilen hat, weil er zum Beispiel drin-gend Geld benötigt, schreibt ebenfalls Brandbriefe. Einst wur-